

Von Wölfen und Schafen

Oder die unglaubliche
Unwahrscheinlichkeit des
friedfertigen Seins.

Martin Stellnberger

© 2026

Prolog

Der Algorithmus

Nehmen wir zunächst, höflichkeitshalber, an, dem kriegführenden Menschen sei sein rücksichtsloses Handeln und das dadurch hervorgerufene Leid nicht in vollem Ausmaß bewusst. Oder aber – was sich eher vermuten ließe – es wäre ihm schlicht gleichgültig, weil die fluoreszierend leuchtende Hoffnung auf Land, Macht, Geld oder Einfluss derart geeignete Argumente liefert, dass sich jede Grausamkeit aus der jeweils selbstgewählten und formidabel erscheinenden Perspektive als gut und gerechtfertigt betrachten lässt.

Bei all der Schönheit, die dieser Planet bereithält, ein trauriges Ergebnis.

Nehmen wir des Weiteren an, die vielgerühmte Lernfähigkeit des Homo sapiens sei endlich. Damit meine ich – entgegenkommend – dass die realistische Machbarkeit, das eigene Ego zu besänftigen, durch die räumliche Begrenzung eines überschaubaren Fassungsvermögens von etwa 1.350 cm^3 – so viel fasst der menschliche Schädel – einer physikalischen Schranke unterliegt, von der sich zu befreien unmöglich erscheint.

Somit wäre der Mensch im Prinzip aus seiner Verantwortung entlassen.

Reisen wir dennoch mit acht Menschen unterschiedlichster Herkunft zu einer einsamen Hütte im deutschen Buchenwald, die zunächst wie ein Ort der Hoffnung erscheint, bei längerem Verbleib jedoch mehr und mehr – und nicht zuletzt aufgrund einer technischen Anomalie – zu einem schonungslosen Spiegelbild menschlichen Tuns erwacht.

Und auch wenn Verstand und Intelligenz dieser Spezies dann, wenn alles bereits verloren scheint, noch einmal einen Ausweg aufzeigen, stellt sich dem geschätzten Leser letztlich die Frage: Wird das reichen? Und wenn nicht – das kann freilich jeder halten, wie er will –, braucht er nur die Augen zu schließen.

Verhängnisvolle Holzbananen

Nordwestlich von Weimar, 1943

All jene Gefangenen die, wenn auch aufgrund des Holocausts für gewöhnlich nicht sehr lange, mit Heinrich Pichlinger zu tun hatten, hätten schwören können, dass sein Engagement echt war. Zu deren Glück aber – zumindest für den Moment – plagte ihn nun sein Gewissen. Heinrich hatte sich etwas abgesondert, schlich um die Baracke im südlichen Teil des KZ Buchenwald, versteckte sich hinter einem unscheinbar wirkenden Birnbaum und machte sich recht schmal, damit seine blutrünstigen Kollegen nicht zusehen konnten, wie er sich übergab. Als dann die Vögel aufflogen, weil die Erschütterung einer Schießerei sie aufschreckte, traf Heinrich ein Gedanke wie ein Blitz:

»Ich kann hier nicht bleiben!«

Aber nun – wie sollte Heinrich sich diesem Gemetzel bloß entziehen? Für Hitler war Pichlinger nur ein Soldat unter vielen, weil der, vom Irrsinn ergriffene, hatte genug Ergebene, die bereit waren, am Gashahn zu drehen, so erbarmungslos, dass das Gas bis in die letzten Winkel kroch und alles tötete, was zuvor noch lebte. Da sollte es auf einen Soldaten mehr oder weniger nicht ankommen, dachte er sich.

Geboren im Dezember 1912 in Berlin-Kreuzberg, damals noch Luisenstadt genannt, heiratete er an einem heißen Augusttag Gerlinde, die ihm zwei Kinder schenkte: Adolf und Elisabeth.

Einmal, als die beiden Kinder mit den Nachbarskindern ›Kaufmannsladen‹ spielten, begannen sie zu streiten. David, der sich mit geschicktem Eifer in die Rolle des Verkäufers fügte, verlangte mehr Spielgeld für seine Holzbananen, als Alfred – der den Kunden spielte – zu zahlen bereit gewesen wäre. Die Geschichte hätte wohl einen anderen Verlauf genommen, hätte David (dem die Niederlage in seinem ökonomischen Tatendrang missfiel) dem Adolf nicht ein Bein gestellt, woraufhin dieser auf die Nase fiel.

Heinrich hatte seinen Sohn Adolf genannt – wie so viele Deutsche zu jener Zeit ihre Knaben Adolf nannten. Gerlinde war über den Namen alles andere als glücklich gewesen, weil sie mochte den Hitler nicht. Doch Heinrich hatte sich durchgesetzt.

Nun lag der kleine Adolf mit blutiger Nase am Boden und weinte, während David sich unerbittlich in Vergeltung übte. Von seinen Holzbananen wollte er nicht lassen; fest umklammert hielt er sie und starrte dabei streng zu Boden, als hätte er auf unbestimmte Weise ein Recht auf das Geld des anderen.

»Jierijer Jud, mach, dette du wechkommst!«, schrie Adolf, ohne aufzusehen.

Da musste Heinrich dann dazwischen gehen.

»Ey, nu hört uff mit dem Gezoffe, ihr Bengels!«

Doch David der blieb stur. Bei seinen Holzbananen kannte er nämlich kein Pardon. An diesem Tag beschloss Heinrich Pichlinger sich für den Wehrdienst zu melden; sein Kampf sollte auch ›Mein Kampf‹ sein, dachte er sich, doch kaum da ihm die Tragweite seiner Entscheidung bewusst geworden war, hegte er Zweifel.

Die Erinnerung an seine Kinder, die sich Holzspielzeug über die Köpfe zogen, und daran, dass keiner je bereit gewesen war, dem anderen ohne Schmerzen recht zu geben, verblasste im KZ Buchenwald angesichts jener unbarmherzigen Härte, die hier den Tag bestimmte.

Schon lange, bevor Heinrich sich hinter dem Birnbaum übergab, hatte er darüber nachgedacht, wie er seine Flucht anlegen könnte. Nächtens wälzte er sich hin und her; doch so sehr er sich auch bemühte, es fügte sich kein kluger Plan. Also lief er eines Tages kurz nach Mitternacht einfach los – hinein in jenen dunklen Wald, der das Konzentrationslager umgab.

Heinrich war recht feingliedrig, hatte eine schmale Statur, lange Beine und ein sanftes Wesen; doch das Auffälligste an ihm waren seine hellen Haare, so blond, dass sie selbst in der Dunkelheit zu leuchten schienen. Also zog er die Haube tief ins Gesicht und hoffte darauf, nicht entdeckt zu werden.

Der Auserwählte

Am darauffolgenden Tag

In der Kaserne Buchenwald, gleich neben dem Lager, herrschte derweil ein rechtes Durcheinander, weil Heinrich Pichlinger fehlte. Die Deutschen waren vorbildlich beim Ordnung halten, aber in diesem Fall, da konnten sie nichts machen. Wie sehr man sich auch bemühte, wenn einer fehlte, war er weg und konnte in der kurzen Zeit durch niemanden ersetzt werden. Schneller als gedacht, kam dann das Auto mit dem Führer um die Ecke – da hatten es dann plötzlich alle gnädig, und die Angst vor Tadel, Schelte und Geschrei trieb sie um.

Die rechte Hand wurde weit nach oben gestreckt, vielleicht sogar noch ein bisschen weiter als sonst, als würde man damit noch etwas retten können. Den Kopf zum Himmel gerichtet, als ob es da oben irgendetwas besonderes zu Sehen gäbe. Aber da war nichts.

Außer einmal, erinnerte sich der ziegengesichtige Siegfried; einmal da hat er was gesehen. Ein Vogel war dort geflogen, wohin Siegfried schaute. Aber Hitler bemerkte nichts, weil der war mit den Gesichtern der Soldaten beschäftigt und tätschelte scheinheilig ihre Wangen, als würde er es gut mit ihnen meinen. Als der Führer dann zum Siegfried kam, und der schon seine

Wange streckte, war es schnell vorbei mit der täuschend, warmen Geste, weil neben dem Siegfried eine unerlaubte Lücke war. Reih und Glied waren dort durchbrochen, wo sonst der Gefreite Heinrich Pichlinger stand. Dieser schaute nämlich nicht zum Himmel mit gestreckter Hand, sondern lief ein gutes Waldstück weiter, ahnungslos, welch Ungemach er hinterließ.

»Für Führer, Volk und Vaterland!« brüllte SS-Sturmbannführer Hermann Kickinger so laut, dass dem Hitler fast die Kappe rutschte, weil dieser, dicht hinter ihm, mit brachialer Lautstärke über Maß erschreckte. Aber lautes Brüllen war im Reich gelernt, weil sich sonst, wer weiß, noch mehr Ungehorsam oder unstatthafte Lücken bilden würden.

»Jawoll, mein Führer!« kommandierte der Offizier, gedämpfter als vorhin, weil ihm nicht entgangen war, dass er es zuvor mit dem Plärren übertrieben hatte, und weil Herr Hitler noch neben Siegfried stand, zeigte der Offizier und SS-Sturmbannführer Hermann Kickinger auf den armen Siegfried, vom Rang Gefreiter, und befahl die unverzügliche Spurenaufnahme, um Heinrich, von nun an nicht mehr Gefreiter, sondern Deserteur genannt, bis zum Einbruch der Dunkelheit wieder zurück-zuholen.

Siegfried konnte sein Unglück gar nicht fassen, hatte er doch mit dem Gefreiten Heinrich nichts am Hut. Er stand zwar – normalerweise, nur nicht heute – neben ihm in seiner Reihe, doch sonst war ihm dieser rein gar nicht nah. Der Gedanke, in den Wald zu laufen und bis Ta-

gesende einen Deserteur zu fangen, schlug ihm auf den Magen. Siegfried hatte Bauchschmerzen, und während Hitler sich mit dem Offizier besprach, hustete er auch noch die Mahlzeit des gestrigen Abends in ein Plumpsklo hinterm Haus. Und so hatte Siegfried gar nichts mehr im Magen – weil zum Morgenbrot kam es nicht, da der Führer unverschämt früh im KZ überraschte –; wie also sollte er in dieser tristen Verfassung einen Waldmarsch machen? (»War der Abtrünnige Richtung Norden gelaufen oder Richtung Süden? Nicht einmal ein Hund hätte den Gesuchten bis Tagesende finden können. Vielleicht ein Schwein? Schweine haben einen ausgeprägten Geruchssinn, teilweise sogar besser als Hunde.«) Er grübelte hin und her. Aber da Siegfried sprichwörtlich wie auch im Allgemeinen kein »Schwein« hatte, verwarf er den Gedanken wieder.

Die anderen Gefreiten fragten sich, warum es ausgerechnet den Siegfried erwischte. Während die einen meinten, es sei eben Pech und dass es dem Ziegengesichtigen schon recht geschehe, erzählten sich die anderen, dass Siegfried wohl ein Besonderer sein müsse, weil ihn ja sonst Herr Hitler nicht persönlich für diese schwierige Mission auserwählt hätte. Erst nachdem der Führer genauso schnell verschwunden wie gekommen war, und sich Offizier und SS-Sturmbannführer Hermann Kickinginger – nun wieder so laut wie zuvor – an die Truppe richteten, wurde das Rätsel gelöst: Der Siegfried war der Tross des Offiziers, welcher es sich nicht nehmen lassen würde, höchstpersönlich und mit eiserner Hand den

Deserteur zur Strecke zu bringen.

»Heil Hitler!«, stimmte, um Gleichklang bemüht, die gesamte Sturmabteilung des KZ Buchenwald, als SS-Sturmbannführer Hermann Kickinger, gefolgt vom Gefreiten Siegfried – dem der Magen knurrte – zuversichtlich die Spur aufnahm.

Zwielichtiges Garn

Am Abend

Der deutsche Buchenwald war recht unwegsam. Dichtes Laub, morsche Äste, rutschiges Moos und klebriges Unterholz machten Heinrich Pichlinger bei seiner Flucht das Leben schwer. So war es nicht verwunderlich, dass es eine ganze Weile dauerte, bis er sich sicher war, es geschafft zu haben. Er blickte zurück und fand es außerordentlich, wie ein plötzlicher Gedanke ihm soviel Mut verlieh, dieser dann die Flucht ermöglichte, ihn durch den halben Buchenwald trug, und letztlich sein ganzes Leben durcheinander brachte. Heinrich war nicht mehr derselbe; und hungrig.

Günstigerweise fand er etwas Obst und Brot in seinem Marschrucksack, sodass eine einladende Birke mit trockener Baumsohle seine Reise unterbrach. Er staunte über den eigenen Überlebenswillen und musste dabei unweigerlich an die armen Juden denken – und daran, wie er all die nun kommenden Stadien einer ungewissen Zukunft in Kauf nahm, genau wissend, dass er nur mit viel Glück dorthin gelangen würde, wo er hingehörte. Er dachte an Alfred und Elisabeth, an seine Frau Gerlinde – und darüber nach, bei welchem Schalter in der Kreisverwaltung er wohl einen Antrag stellen müsste, um seinen

Adolf in einen Josef oder in einen Günther umzubenennen. Hätte er doch auf seine Frau gehört. Heinrich kaute sein Brot, und während er eine der beiden verbliebenen Bananen schälte, kam ihm unweigerlich die blutige Nase und der Kaufmannsladen in den Sinn.

Der Buchenwald war zwielichtig geworden, und gerade, als Heinrich einschlafen wollte – oder einmal kurz eingenickt und wieder aufgewacht war, also just in dem Moment, wo sich die Tür zur Traumwelt öffnete –, tropfte Blut auf seine Banane. Und weil sich eine vorangegangene Sturmfront ausgeregnet hatte, die zunächst dunkle Wolken hinterlassen, nun aber für einen kurzen Moment die blutrote Abendsonne durchblitzen ließ, dachte Heinrich an eine optische Täuschung. Da jedoch auf den einen roten Tropfen gleich ein zweiter folgte – und die pittoreske Abendstimmung so schnell verschwand, wie gekommen war –, wurde Heinrich mulmig zumute. Die Ahnung eines Unheils regte sich.

»Ich bin ein Deserteur und wollte nicht für das Reich kämpfen«, stand auf einem scheinbar hastig und ohne Sorgfalt geschnitzten Holzschild, das gemeinsam mit einem erhängten Soldaten über ihm die Ursache für das Blut auf der Banane war. Heinrich war nun gehörig der Guster vergangen – nicht nur auf die Banane, sondern ganz allgemein – und so sehr er noch vorhin stolz über den eigenen Heldenmut und Überlebenswillen sinniert hatte, musste er sich eingestehen, dass ihn dieser Anblick ziemlich schauderte. Die Wehrmachtsuniform des Erhängten glich der, die Heinrich trug, wie ein Ei dem an-

deren. Schuhwerk, Hose, Hemd und Kragen – nichts unterschied sich von dem, was er selbst anhatte. Also hing dort zweifellos ein Soldat vom Hitler am langen Seil. Nur der Wollpullover, den Heinrich hatte, unterschied ihn noch vom Toten. Aber gründlich.

Dieser Wollpullover nämlich – den er hastig überzog, als er kopfvergessen das Lager verließ – war aus dicker, grober Schafwolle gemacht; ja, man könnte meinen, derjenige, der die Fäden spann, habe bereits gehaut, dass er später Wind und Wetter trotzen möchte. Auch kratzte er ein wenig – dichtes, grobes Garn, gestrickt mit der Geduld alter, sonnengefärbter Hände. Und weit geschnitten war er; so, als hätte ihn jemand für einen Riesen gewollt, hing er ausladend über den schmalen Schultern von Heinrich Pichlinger.

Um dem grausamen Anblick zu entgehen, tastete er sich zwei, drei Schritte zurück, stolperte dabei über einen Ast – und noch bevor er sich über das Missgeschick richtig ärgern konnte, wurde Heinrichs Schauder größer. Hinter dem Erhängten, mitten im dichten Forst, wo sich der Nebel träge über den moosigen Boden schob, saß ein Wolf. Wie ein Schatten auf leisen Pfoten, mit Augen, die in der angebrochenen Dunkelheit zu glimmen schienen, starrte dieser – zunächst dem Erhängten – doch nun dem Heinrich direkt ins Gesicht.

Vielleicht war es die unglückliche Haltung, die Heinrich nach dem Stolpern einnahm, vielleicht auch der beige Wollpullover, der ausladend zu Boden fiel – wahrscheinlich beides zusammen –, weshalb Heinrich, nun

auf allen Vieren kniend, aussah wie ein Schaf.

Von Wölfen und Schafen – und davon, wie es dem Schaf erging –, hatte Heinrich eine allzu klare Vorstellung, sodass das, was nun gleich geschehen würde, sich niemand wünschte, am allerwenigsten er selbst. Sein Körper zitterte. Freilich nicht, weil ihm kalt war – der Wollpullover hielt ihn warm; es war die nackte Angst. Und so redete er sich scheppernd zu, kein Schaf zu sein, sondern ein Mensch. Mehr noch: ein Soldat! Und Soldaten konnten sich wehren, sie konnten kämpfen und hatten keine Angst. Nicht vor irgendetwas, und schon gar nicht vor einem etwas besseren Hund, den man leicht hätte verjagen können. Nichts weiter als einen Stein – wenn überhaupt – bräuchte es für dieses Unterfangen. Doch das Zittern hörte nicht mehr auf.

Nach einigen Tagen wurde es zwar weniger und war nur zu bemerken, wenn Heinrich versuchte seine Hände still zu halten – aber nach ein paar Wochen begann es wieder stärker zu werden, so sehr, dass sein ganzer Körper kaum noch zur Ruhe kam und er bereits morgens einen Muskelkater hatte, als wäre er die ganze Nacht durch den Wald um sein Leben gelaufen. Der Gedanke, dem Wolf hilflos wie ein Schaf ausgeliefert zu sein, ließ ihn lange nicht mehr los.

Als sich das pelzige Ungeheuer langsam näherte und Heinrich im geduckten Gang des Tieres eine hinterlistige Angriffshaltung zu erkennen glaubte, griff er entschlossen nach seiner Mauser C96, die er im Rucksack währte – jener Pistole, im Deutschen Reich bekannt für ihr

markantes, durch das integrierte Magazin vor dem Abzug unverwechselbares Design –, erwischte aber, der Eile und der Dunkelheit geschuldet, stattdessen eine Banane.

Es hatte einige Zeit gedauert, bis Heinrich Pichlinger mit Waffen zurechtkam. Gleichgültig, welcher Übung er im KZ Buchenwald nachging – ob beim Zielschießen mit dem Karabiner 98k, mit der MP40 oder beim Schießen unter Stress mit Gasmaske –, am meisten interessierte ihn der Handgranatenwurf. Dort traf er nämlich immer. Schon früher hatte er in seiner Freizeit die Feldhandballplätze aufgesucht und gefragt, ob er ein wenig zusehen und sich nützlich machen dürfe. Feldhandball war seine große Leidenschaft – und Juden hin oder her, rechnete er es Hitler hoch an, dass Feldhandball 1936 olympische Disziplin geworden war.

Für den Moment jedoch konnte er sein Geschick, in Ermangelung von Handbällen und Granaten, nicht unter Beweis stellen – stattdessen zielte er mit seiner letzten Banane auf einen Wolf, dessen Zähne scharf wie Dolche rieben, kratzten, knirschten, als gäben sie der Beute ein mahlendes Versprechen. Heinrich wusste, dass er längst verloren war.

Der Metzger und das Schwein

Etwa zur selben Zeit

Nach zweieinhalb Stunden Marsch erreichten die Verfolger eine Lichtung, und nachdem nun auch dem Sturmbannführer schon der Magen knurrte, beschlossen sie, eine kurze Rast zu machen.

Zunächst nahm der Sturmbannführer eine dicke Wurst und ein Scherzel Brot, dann noch einen Apfel und etwas Käse – und je mehr er aus der Tasche packte, desto größer wurden Siegfrieds Augen. Weil der hatte wegen der schnellen und unfreiwilligen Abreise keine Zeit zu packen. Erst als Kickinger scherzte, Siegfried solle sich die Zeit nicht mit Zuschauen vertun und gefälligst selber essen, nahm Siegfried seinen Rucksack zur Hand und suchte verzweifelt nach etwas Essbarem. Zu seiner Überraschung fand er einen Apfel.

Seit ihm der Kasernenkoch vom KZ Buchenwald am gestrigen Abend einen ranzigen Knödel auf den Teller legte und dabei auch noch grinste, hatte Siegfried nichts mehr gegessen.

Das KZ Buchenwald war 1937 auf dem Ettersberg bei Weimar auf obersten Befehl von Heinrich Himmler errichtet worden und galt als eines der größten Vernichtungslager auf deutschem Boden.

Dementsprechend üppig war auch die Küche geplant gewesen – und ursprünglich auch die Auswahl der angebotenen Speisen. Freuten sich die Soldaten, nach dem täglichen Gemetzel mit den Juden, anfänglich noch über Marmelade und Malzkaffee am Morgen, eine kräftige Erbsensuppe zu Mittag und reichlich Fleisch am Abend, welches der Koch, hartnäckig und gegen den Willen der umliegenden Bauern, diesen abgeknöpft hatte, wurde die Versorgungslage allmählich, besonders aber seit 1942, als die britische Seeblockade und die Beanspruchung von Lebensmitteln für die Ostfront die Situation verschärften, deutlich schlechter. Wie man es auch drehte und wendete, mit dem Lager ging es bergab.

Siegfried, der neben seiner Hauptbeschäftigung als Turmposten auch mit der Verwaltung der den Toten entrisenen Goldzähne betraut war, half gerne in der Küche mit, wenn es zu den Stoßzeiten eng wurde. Nicht etwa aus Langeweile – sondern weil er so dann und wann an die besten Fleischstücke kam, die er sich im hinteren Teil der Küche, dort, wo man die Abfälle sammelte und es so stank, dass kaum jemand vorbeikam, schmecken ließ.

Einmal aber hatte ihn der Koch dabei erwischt. Und nachdem er die gierige Hinterlist des Gefreiten durchschaut hatte, schimpfte er fuchsteufelswild mit ihm. Seitdem war Siegfried unten durch – und der Koch ergriff jede Gelegenheit, die sich bot, um es ihm heimzuzahlen. Da nun der ranzige Knödel am gestrigen Abend nicht der erste war und Siegfried kaum etwas gegen die nachtragenden Gemeinheiten des Kochs ausrichten konnte,

wurde ihm regelmäßig übel. Er hatte ständig Bauchschmerzen, die zu fürchterlichen Verdauungsproblemen führten. Und so kam es, dass er das Plumpsklo vom KZ Buchenwald, entgegen der üblichen Haltung in der Hocke, immer öfter kniend mit dem Kopf nach unten gestreckt besuchte. Der Gestank war dabei für den ziegen Gesichtigen Siegfried – besonders in dieser Verrenkung – kaum erträglich, wurde das Plumpsklo doch seit geraumer Zeit von niemandem mehr gepflegt. Siegfried wurde immer dünner.

»Wir holen uns das Schwein!«, grunzte SS-Sturmbannführer Kickinger dem Gefreiten Siegfried ins Gesicht, kaute an der Wurst und ärgerte sich, dass das Brot nicht reichte.

Hermann Kickinger hatte mit dem Oberbefehl über das Konzentrationslager eine neue Leidenschaft gefunden. Vom Zivilberuf Metzger, kannte er sich mit Schweinen aus – da brauchte man nur eins und eins zusammenzählen –, war ihm das Schlachten doch von Kindheit an vertraut.

Schon im Alter von sieben Jahren stand Hermann mit seinem Vater, Friedrich Kickinger, und all den anderen unteretzten Metzgern aus dem Dorf um fünf Uhr früh im Schlachthof. Seit ein paar Tagen hatte die Arbeit dort wieder aufgenommen, weil das jährliche Oktoberfest in München – seit 1810 – nicht nur die Münchner, sondern auch die umliegenden Orte wie Waldkraiburg beschäftigte. Und wie immer, wenn die ganzen Wahnsinnigen heranrückten, wurden alle Dorfbewohner hektisch.

»Des is nix für a kloans Kind! Des grauslige Bluat!«, schnauzte Fanni Kickinger. Aber der Vater war der Ansicht: je früher, desto besser.

»Kruzifix, kreizsackra, der Bua is fei oid gnua!«

Und als ihm sein Vater winkte, rannte Hermann, der sich wie immer, wenn sich seine Eltern stritten, hinter einem blutroten Vorhang versteckte, los.

Die Metzger mochten es nicht, wenn Kinder in der Nähe waren – aber bei dem kleinen Hermann machten sie eine Ausnahme, weil sein Vater im Schlachthof das Sagen hatte.

Nachdem die Bauern von Rattenkirchen Kühe und die aus Erding Schafe und Schweine nach Waldkraiburg gebracht hatten, wurden die Tiere – ob es ihnen passte oder nicht – in Reih und Glied beim Hintereingang, entlang eines abgewetzten Gatters, eingefädelt. Üblicherweise war das für die routinierten Bauern a gmahte Wiesn, wie die Bayern gerne scherzten, und so fühlte sich auch keiner der Metzger bemüßigt, ihnen Ratschläge oder gar Hilfe anzubieten. Die Tiere aber waren unruhig.

So, als ob sie das bevorstehende Unheil gerochen hätten, setzten sie sich an diesem Morgen gehörig zur Wehr. Und als dann einer der Bauern unfreiwillig locker ließ, durchbrach ein widerspenstiger Eber das Gatter und rannte los.

Friedrich Kickinger stand derweil im vorderen Teil des Schlachthofs, trank Malzkaffee, dachte an das bevorstehende Oktoberfest – und an die Magd vom Nachbarhof. Ihr oben großzügig ausgeschnittenes Dirndl, wel-

ches sie beim letztjährigen Oktoberfest recht ungeniert den Männern von Waldkraiburg und zum Missfallen ihrer Ehefrauen vorgetragen hatte, hatte seine Wirkung getan. Da war es dann auch nicht groß verwunderlich, dass Friedrich – ein Jahr später, in Gedanken bei den Brüste[n] – die wildgewordene Sau, die auf ihn zulief, nicht bemerkte. Da auch die anderen Metzger nicht reagierten – und brechende Wildschweine auf kurzen Strecken erstaunlich hohe Geschwindigkeiten erreichen konnten –, war es umso bemerkenswerter, dass der siebenjährige Hermann Kicking, der zwischen der tobenden Sau und seinem Vater stand, den Ernst der Lage gerade noch rechtzeitig erkannte.

»I krieg di, du dreckigs Viech!«, schrie er und nahm das – für Kinderhände viel zu große – Bolzenschussgerät, das er vorher schon, während die Metzger noch mit der Zubereitung ihres Malzkaffees beschäftigt gewesen waren, gründlich untersucht hatte, und avancierte so zum Helden von Waldkraiburg.

»I krieg di, du dreckigs Viech, i krieg di!«, brüllte Hermann Kicking, nun SS-Sturmbannführer, vierunddreißig Jahre später auf der Lichtung im deutschen Buchenwald – und hatte sichtlich Freude daran, dem Gefreiten Siegfried, dem der Unterzucker bereits stark zusetzte, seine Kindheit zu erzählen. Und als der enthemmte Sturmbannführer wieder und wieder mit seiner MP40, anstelle des Bolzenschussgeräts von damals, die Bewegung imitierte, löste sich versehentlich ein Schuss.

Der Widerspenstige

Vor dem Hügel

Heinrich konnte sein Glück kaum fassen. Als seine Haare gefroren waren und Arme und Beine so von Schnee überzogen, dass er wie eine Gussform in Schafgestalt wirkte, fiel der Schuss. Der Wolf flüchtete – und Heinrich war erlöst. Eilig griff er seinen Rucksack, ließ die untaugliche Banane dort, wo sie war, rannte – ohne sich noch einmal umzusehen – bis zur Lichtung und erschrak. SS-Sturmbannführer Hermann Kickinger und sein Gefolgsmann Siegfried schulterten entschlossen, auf der anderen Seite der Lichtung, ihr K98k – jenes deutsche Repetiergewehr, das mit Zielfernrohr nur von Präzisionsschützen verwendet wurde – und marschierten los, in seine Richtung.

Weil aber der Sturmbannführer einerseits unter ›Astigmatismus myopicus compositus‹ litt – also mit einer seltenen Kombination aus Kurzsichtigkeit und Stabsichtigkeit zu kämpfen hatte – und Siegfried generell kein Interesse zeigte, blieb Heinrich vorerst unentdeckt. Andererseits aber hatte Heinrich die lästige Gewohnheit – wie vorhin – bei näherkommender Gefahr zu erstarren, statt wegzulaufen – und obwohl ihm diese Eigenart, von einigen Erfolgen abgesehen, meistens zum Verhängnis

wurde, stand er auch in dieser brenzligen Situation eisen still.

Als dann ein Uhu, balzend auf einem dicken Ast schräg über ihm, die Stille der Lichtung durchbrach, dachte Heinrich, der Vogel würde seine letzte Stunde verkünden. Dabei rief dieser nicht die Verfolger, sondern ein Weibchen zum Liebesspiel.

»Dort ist der Deserteur!«, schrie Sturmbannführer Kicking – und grinste, dass man die Reste der Wurst in seinen Zähnen sah.

Da ihnen der Vogel nun eine brauchbare Orientierung gab, befahl der Sturmbannführer den Einsatz des Gewehrs. Aber weil Siegfried, anders als sein Vater, eine Abneigung gegen das Töten hatte, verweigerte er.

Daraufhin brachen sie – zur Verwunderung des Oberbefehlshabers – in Streit aus. Und kaum dass Siegfried sein Gewehr zu Boden warf, würgte der SS-Sturmbannführer gekonnt am Kragen des Gefreiten, während dieser wiederum versuchte, gegen das Schienbein seines Vorgesetzten zu treten. So viel Schneid hätte man dem Ziegengesichtigen gar nicht zugetraut. Erst als sich die Wolken wieder entluden, ließen sie voneinander ab – die Sturmfront war zurückgekehrt.

Auf Befehlsverweigerung stand im Dritten Reich meistens die Erschießung – zumindest aber die Einweisung in den Knast. Militärischer Ungehorsam kam äußerst selten vor, da das drakonische Strafmaß die angeordnete Pflicht bei Weitem übertraf.

Siegfried war aber schon im Lager dafür bekannt, Befeh-

le, die er partout nicht mochte, zu verweigern. Dickköpfig und eigensinnig wie eine Ziege, nannten ihn seine Kameraden – und ärgerten sich regelmäßig darüber, dass er mehr Freiheiten genoss als sie, weil sein Vater Feldmarschall und engster Vertrauter des Führers war.

Auch wenn dieser darauf bestand, Siegfried mit der nötigen Härte und ohne Bevorzugung auszubilden, ließ der Sturmbannführer von ihm ab. Befehlsverweigerungen verblissen zu Petitessen – angesichts der Macht des Vaters.

Schon als kleiner Junge widersetzte sich Siegfried störrisch allem und jedem, vor allem aber seinem Vater. Die anderen Familienmitglieder glaubten, der Grund ihrer ständigen Auseinandersetzungen sei, dass sie so verschieden waren. Siegfried war ein ruhiger und rücksichtsvoller Mensch, der zuerst überlegte, bevor er etwas sagte – während sein Vater machtgerig, schillernd und theatralisch alles hinausposaunte, was ihm einfiel, gern so laut, dass es bis in die letzten Reihen drang. Fanatisch dem System ergeben, unterschied sich der Feldmarschall gehörig vom Gefreiten.

Man konnte daher schon ahnen, dass Siegfried niemals richtig kämpfen würde – wartete aber neun Monate zu und vertraute auf die Ausbilder im KZ Buchenwald. Diese versprachen nämlich, nicht zimperlich zu sein – und so redete man sich ein: Was lange dauert, wird irgendwann schon gut. Nachdem die erhofften Erfolge aber auch nach dreizehn Monaten ausblieben – spätestens jedoch nach der Rangelei mit dem Sturmbannführer –

musste man den Tatsachen ins Auge blicken: Aus dem Siegfried würde kein guter Nazi mehr werden.

Nachdem der einsetzende Regen das unerwartete Gerangel zwischen SS-Sturmbannführer Hermann Kickinginger und dem Gefreiten Siegfried unterbrach, und sich zudem hoch oben, wo die Luft dünn und kalt das Wasser zu Eiskristallen formte, das Spiel der Ladung soweit trieb, dass auch noch ein Blitz einschlug, erwachte Heinrich aus der Starre.

Er nutzte die göttliche Erlösung, huschte flink durchs Dickicht, über Senken, Mulden, Bäche – und erreichte mit letzter Kraft nach einer guten Stunde eine einsame Hütte im Buchenwald.